

mus war seit 1937 wieder zu einem sowjetischen Staatsprinzip geworden – auch darin finden sich also ehemalige Kommunisten und Erzreaktionäre vereint.

Der Mord an dem berühmten Erzpriester *Aleksandr Men*, jüdischer Abstammung, im September 1990, wird den radikalpatriotischen „braun-roten“ Kirchenkreisen zugeschrieben, die im Dreifaltigkeits-Sergij-Kloster in Sergiew Posad (Sagorsk) ihr wohl bedeutendstes Zentrum haben. Die wirtschaftliche, politische, kulturelle und menschlich-ethische Katastrophe hat unter den Russen zu einer gewaltigen *Orientierungslosigkeit* geführt. Extremistische Forderungen ziehen die Orientierungslosen in ihren Bann, besonders wenn der Westen, wenn Freimaurer und Juden, Katholiken und Protestanten und Ökumene, wenn Kapitalisten und Demokraten verflucht werden – als die Verursacher von Rußlands Unglück. Der Westen wolle (was ihm in den Jahrhunderten zuvor nicht gelungen war) das Große Rußland nun endgültig versklaven und die Orthodoxie, geistige Mitte des Russentums, auf dem Wege der westlichen Massenmission vernichten...

Es gibt in der Kirche nur wenige Demokraten

Eine kleine intellektuelle Gruppe in der Kirche wird unter solchen Umständen ausgegrenzt: Geistliche und Laien, die eine echte Erneuerung und – im Rahmen orthodoxen Verständnisses – eine gewisse *Demokratisierung der Kirche* anstreben.

Diese Kreise wünschen ein Aufbrechen der erstarrten hierarchischen und dogmatischen Strukturen, echte Katechese (und nicht reaktionäre Indoktrinierung), eine gewisse Aktualisierung der Liturgie, damit diese dem atheistisch geprägten, nach Gott fragenden Menschen eine Hilfe sein könne.

Zu dieser Gruppe gehören Intellektuelle wie der Altmeister der russischen Kulturgeschichte, Akademiemitglied Prof. *Dmitrij Lichatschow*, der frühere Präsident der Russischen Bibelgesellschaft, Akademiemitglied Prof. *Sergej Averincev*, sodann Freunde des ermordeten Erzpriesters Alexander Men sowie der weltweit verehrte russische, in London residierende Metropolit *Antonij* (Bloom). Hierher gehört auch *Georgij Kotschekow*. Die Hetzkampagne richtet sich nicht allein gegen ihn, sondern gegen die ganze progressive Gruppe. Es ist übrigens erstaunlich, wie viele jüngere Beamte der Kirchenverwaltung hierzu zählen. Aber sie wagen es nicht, sich laut zu äußern.

Rußland versinkt immer tiefer im Chaos; gleichzeitig wird, trotz großer Prachtentfaltung, die Zerrissenheit der Russischen Kirche immer deprimierender. In ihrem derzeitigen Zustand ist sie keine Kraft, die Rußland aus der Krise führen könnte. Eine tragische Vergangenheit – 200 Jahre staatlicher Bevormundung von 1700 bis 1917, sodann 70 Jahre Entrechtung, Demütigung, Verfolgung und Zerstörung im Sowjetstaat – haben der ROK unglaublich viel Substanz geraubt. Man sollte heute keine Erwartungen in sie setzen, welche auch Kirchen im Westen selbst unter normalen Umständen nicht erfüllen können.

Gerd Stricker

„Von der Mündigkeit des Christen keine Abstriche machen“

Ein Gespräch mit dem protestantischen Ökumeniker Reinhard Frieling

Auch für die ökumenische Zusammenarbeit der Kirchen in Europa bedeutete die Wende von 1989/90 eine Zäsur. Angesichts neuer Herausforderungen wie Schwierigkeiten sind die einzelnen Kirchen und Konfessionsfamilien dabei, ihre Position in der ökumenischen Bewegung neu zu klären. Über das gegenwärtige protestantische Profil in Europa sprachen wir am Rande der Wiener Vollversammlung der an der Leuenberger Konkordie beteiligten Kirchen (vgl. ds. Heft S. 82) mit Reinhard Frieling. Er leitet das von der EKD getragene Konfessionskundliche Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Dr. Frieling, daß die reformatorischen Kirchen stärker als bisher gemeinsam Flagge zeigen sollen, war das Hauptanliegen der „Europäischen Evangelischen Versammlung“ von Budapest im Frühjahr 1992. Jetzt trafen sich in Wien die an der „Leuenberger Konkordie“ beteiligten Kirchen zu einer Vollversammlung mit dem Hauptthema „Wachsende Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst der refor-

matorischen Kirchen in Europa“. Wie stehen die Chancen, daß es nicht bei Absichtserklärungen und Wünschen bleibt, sondern auch wirklich zu einem deutlicheren gemeinsamen Profil der europäischen Protestanten kommt?

Frieling: Man sollte die Chancen realistisch sehen. Der Protestantismus besteht aus einer Vielzahl von selbständigen

Kirchen, die sowohl konfessionell wie auch landeskirchlich-national sehr unterschiedlich geprägt sind. Diese Kirchen betonen ihre in der Tradition ausgebildete Eigenständigkeit und leben in sehr verschiedenen gesellschaftlich-kulturellen Kontexten. Für den Protestantismus war von der Reformation her das landeskirchliche Prinzip bestimmend, was teilweise auch zu einem gewissen Provinzialismus geführt hat. Es ist nicht leicht, diese Vielfalt zusammenzuführen. Aber gerade in den letzten Jahren haben sich die Dinge in mancher Hinsicht positiv entwickelt, auch wenn sich die reformatorischen Kirchen im Blick auf gemeinsame Strukturen nach wie vor sehr schwer tun.

HK: Wo sehen Sie solche positiven Entwicklungen hin zu mehr Gemeinsamkeit zwischen den reformatorischen Kirchen?

Frieling: Die ökumenische Bewegung der letzten Jahrzehnte hat praktisch alle protestantischen Kirchen dazu gebracht, stärker als früher über den eigenen Zaun hinauszublicken. Jeder weiß inzwischen, daß die Kirche nicht mehr im Dorf bleiben kann, daß man über die Grenzen der eigenen Konfession und Nation hinausschauen muß. Dieses Bewußtsein hat sich ja auch in einer Vielzahl von Gesprächen, Begegnungen und Abmachungen zwischen den Kirchen niederschlagen, nicht zuletzt in der Leuenberger Konkordie von 1973. Man geht vom gemeinsamen Verständnis des christlichen Glaubens aus und versucht auf dieser Grundlage trennende Unterschiede aufzuarbeiten. Nach dem Ende der Ost-West-Spaltung in Europa sind überdies auch politisch-ideologische Hindernisse für die Zusammenarbeit zwischen den protestantischen Kirchen weggefallen. Früher war ökumenische Gemeinschaft nur mit erheblichen Einschränkungen möglich, jetzt bieten sich neue Möglichkeiten, die gemeinsamen Herausforderungen für die reformatorischen Kirchen und die christlichen Kirchen insgesamt anzugehen.

„Die reformatorischen Kirchen müssen unter sich gemeinschaftsfähiger werden“

HK: Aber ist die Bereitschaft wirklich so groß, die neuen Möglichkeiten zu nutzen? In Osteuropa sind die protestantischen Kirchen – und nicht nur sie – offensichtlich vor allem mit sich selbst beschäftigt, mit dem Aufbau ihrer Strukturen und dem Zusammenhalt des kirchlichen Lebens unter den völlig veränderten Bedingungen; im Westen ist Ökumene vor allem eine Sache für Spezialisten, für Theologen und kirchenleitende Persönlichkeiten, die sich immer wieder auf entsprechenden Tagungen und Konferenzen treffen...

Frieling: Es gibt auf der Ebene der Kirchenleitungen in der Theologie und auch im Kirchenvolk jeweils beide Tendenzen: das Beharren auf der eigenen konfessionell-national-kirchlichen Identität wie das Drängen auf Öffnung im Horizont der innerprotestantischen wie der gesamtchristlichen

Ökumene. In vielen Kirchengemeinden in Deutschland habe ich in letzter Zeit den Satz gehört: „Ökumene ist zwar ganz gut, aber es ist doch besser, wenn wir unter uns sind.“ Und ähnlich wird teilweise auch in den Kirchenleitungen gedacht. Das ist im übrigen nichts Neues, sondern begleitet die ökumenische Bewegung von Anfang an: Wo sich Kirchen von einem engen Verständnis konfessioneller Identität gelöst haben, entstanden in ihren eigenen Reihen konfessionalistische Gegenbewegungen.

HK: Die Gewichte zwischen den protestantischen Kirchen in Europa sind sehr unterschiedlich verteilt. Die meisten dieser Kirchen sowohl im Westen wie im Osten sind ausgesprochene Minderheitskirchen; daneben steht der Koloss der Evangelischen Kirche in Deutschland mit ihren fast 30 Millionen Mitgliedern. Inwiefern macht sich dieses deutsche Übergewicht bei den Bemühungen um mehr innerprotestantische Gemeinschaft in Europa bemerkbar?

Frieling: Es gibt im derzeitigen Europa so etwas wie eine Germanophobie, die sich auch auf die Evangelische Kirche in Deutschland erstreckt. Man hat auch in der protestantischen Ökumene da und dort Angst davor, die Deutschen könnten mit ihrem Hang zur Gründlichkeit und teilweise auch zur Besserwisserie und nicht zuletzt mit ihrer Finanzkraft zu dominierend werden. Schließlich sind viele kirchliche Unternehmungen auf europäischer Ebene nur möglich, weil die deutschen Kirchen entsprechende finanzielle Beiträge leisten. Auch wenn dabei von deutscher Seite immer betont wird, man wolle keinen ungebührlichen inhaltlichen Einfluß ausüben, sind doch entsprechende Befürchtungen zumindest latent vorhanden. Dazu kommt, daß die deutsche Sprache im europäisch-protestantischen Kontext durch die Öffnung Osteuropas eine Aufwertung erfahren hat, so daß sich etwa Protestanten aus romanischen Ländern leicht an den Rand gedrückt empfinden. Es hängt deshalb viel davon ab, daß wir Deutschen unsere Anliegen im Konzert der europäischen Protestanten mit der nötigen Höflichkeit und Bescheidenheit einbringen und kein geistig-theologisches Hegemoniestreben an den Tag legen.

HK: Aus Deutschland, speziell von Ihrer Seite, kam vor Jahren der Vorschlag, so etwas wie eine „Europäische Evangelische Synode“ als repräsentatives Organ für die reformatorischen Kirchen ins Leben zu rufen. Die Leuenberger Kirchengemeinschaft hat bei der Wiener Vollversammlung eine Stärkung ihrer Führungsstruktur beschlossen. Warum ist es eigentlich so wichtig, daß über das bisher Erreichte hinaus die protestantischen Kirchen in Europa ihre Gemeinsamkeit auch institutionell zum Ausdruck bringen?

Frieling: Mit ihrer Zustimmung zur Leuenberger Konkordie haben die lutherischen, reformierten und unierten Kirchen in Europa volle Kirchengemeinschaft aufgrund gegenseitiger Anerkennung von Taufe und Abendmahl und auch der Ämter aufgenommen, bei gleichzeitiger Beibehaltung ihrer organisatorischen Selbständigkeit. Aber in der Konkordie selber haben sich die Kirchen zu gemeinsamem Zeugnis und

Dienst verpflichtet. In den ersten zwanzig Jahren nach dem Abschluß der Konkordie hat diese Dimension nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Aber inzwischen ist gerade durch die Wende und ihre Folgen in den reformatorischen Kirchen das Bewußtsein dafür gewachsen, daß sie unter sich gemeinschaftsfähiger werden müssen. Dazu gehört auch eine Struktur, die sie in die Lage versetzt, gemeinsam nach außen zu wirken. Anderfalls droht der Protestantismus in Europa zur *quantité négligeable* zu werden.

HK: Die Leitungsstrukturen in den einzelnen evangelischen Kirchen sehen sehr verschieden aus, je nach konfessioneller und nationaler Tradition; es gibt keinen einheitlichen hierarchischen Aufbau wie auf katholischer und auch auf orthodoxer und anglikanischer Seite. Wie soll unter diesen Voraussetzungen eine übergreifende, für die reformatorischen Kirchen in Europa repräsentative Struktur aussehen?

Frieling: Niemand will im Ernst eine Superstruktur mit kirchenleitendem Charakter für die beteiligten Kirchen. Der Begriff einer gemeinsamen europäischen Synode ist gerade deshalb auf wenig Gegenliebe gestoßen, weil man Synode – anders als in manchen deutschen Landeskirchen und Kreisynoden – als eine kirchenleitende Instanz versteht. Aber es ist ein Gremium notwendig, das nicht nur ein Forum, sondern nach außen hin gemeinsame Stimme der evangelischen Kirchen sein kann. Für die an der Leuenberger Konkordie beteiligten Kirchen soll das nach den Beschlüssen der Wiener Vollversammlung der Exekutivausschuß mit seinem Präsidium sein. Dieser Ausschuß kann Projektgruppen einsetzen, die auch kurzfristig zu aktuellen Herausforderungen Studien und Stellungnahmen erarbeiten; er kann Ansprechpartner etwa für Gremien der Europäischen Union sein, wenn angefragt wird, was die evangelischen Kirchen in Europa gemeinsam zu sagen haben. Die Leuenberger Kirchengemeinschaft kann so dem oft konturenlosen Protestantismus ein deutlicheres Profil geben.

„Eine Dauerproduktion von ökumenischen Stellungnahmen bewirkt nichts“

HK: Die bisherigen Erfahrungen mit kirchlichen Zusammenschlüssen bzw. ihren Leitungsgremien sind aber nicht besonders ermutigend, sei es im Blick auf den ÖRK oder die Konferenz Europäischer Kirchen. Entweder gab es Streit, weil einzelnen Kirchen Stellungnahmen ihrer Dachorganisationen zu einseitig-unausgewogen waren oder solche Erklärungen waren saft- und kraftlose Kompromißpapiere, die nur Bekanntes wiederholten. Warum soll das bei einem neuen Repräsentativgremium für die reformatorischen Kirchen anders sein?

Frieling: Die Gefahr besteht durchaus. Eine europäische Dauerproduktion von ökumenischen Stellungnahmen und Papieren bewirkt letztlich auch nichts. Bei etlichen Themen ist es tatsächlich besser, in seiner eigenen Kirche solide zu ar-

beiten und für sich selber zu sprechen. Bei Mandaten an übergeordnete Gremien wie der Leuenberger Kirchengemeinschaft wird viel davon abhängen, daß sie richtige theologische und sozialetische Prioritäten setzen und Stellungnahmen erarbeiten, die den Kirchen dabei helfen, die eigenen Aufgaben im weiteren ökumenischen Horizont wahrzunehmen.

HK: Besteht denn überhaupt Bedarf an gemeinsamen protestantischen Positionen zu den großen gesellschaftlichen und geistigen Herausforderungen im gegenwärtigen Europa? Ist nicht vor allem das gemeinsame Zeugnis aller christlichen Kirchen gefragt? Wozu dann zunächst das Bemühen um ein protestantisches Proprium?

Frieling: Ich sehe hier keine Alternative. Alle, die daran interessiert sind, das evangelische Profil deutlicher zu artikulieren, möchten sich damit nicht von der katholischen Kirche oder der Orthodoxie abgrenzen, sondern sehen ihre Bemühungen im ökumenischen Horizont. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß bei theologischen und ethischen Stellungnahmen immer noch konfessionelle Prägungen wirksam sind. Es scheint mir nicht sinnvoll, solche Unterschiede einfach zu unterdrücken; vielmehr kommt es darauf an, sie als solche in den ökumenischen Dialog einzubringen. Für die katholische und für die orthodoxe Kirche ist das weithin selbstverständlich. Alle finden es vernünftig, daß es einen Rat der katholischen Bischofskonferenzen in Europa und gesamtorthodoxe Konferenzen gibt. Warum sollte es bei den evangelischen Kirchen anders sein?

„Der einzelne kann nicht ohne Gemeinschaft Kirche sein“

HK: Aber gibt es denn spezifisch protestantische Antworten etwa bei den Problemen Arbeitslosigkeit oder Entwicklungspolitik angesichts der ökologischen Krise oder im Blick auf den Umbau der sozialen Sicherungssysteme?

Frieling: Die von Ihnen genannten und andere Fragen werden in Europa von den Kirchen schon jetzt konfessionsübergreifend bearbeitet, denken Sie nur an die Brüsseler Ökumenische Kommission für Kirche und Gesellschaft. Und bei uns in Deutschland besteht inzwischen längst die Praxis, daß sich die Kirchen gemeinsam zu wichtigen gesellschaftlich-politischen Herausforderungen äußern. Das Bemühen um protestantische Profilierung will nicht zur Verdoppelung von Überlegungen führen, die schon in einem breiteren ökumenischen Rahmen angestellt werden. Man will sich vielmehr auf Fragen konzentrieren, zu denen der Protestantismus wirklich etwas Spezifisches beizutragen hat.

HK: Was haben denn die reformatorischen Kirchen in ihrem Bemühen um ein gemeinsames Zeugnis Spezifisches? Welche Grundelemente aus ihrer Tradition können bzw. sollten sie in die Arbeit am neuen Europa einbringen?

Frieling: Von der Reformation her identifizieren sich Protestanten gern mit dem Leitwort Freiheit. Man weist darauf

hin, daß gerade die Reformation zu den Vorläufern der modernen Freiheits- und Aufklärungsgeschichte gehört, und daran ist auch vieles richtig. Tatsächlich hat sich die reformatorische Botschaft von der Freiheit eines Christenmenschen zugunsten von Gewissens- und Religionsfreiheit ausgewirkt. Die lutherische Lehre von den zwei Regimenten Gottes hat dazu beigetragen, das mittelalterliche *corpus christianum* zugunsten einer größeren Eigenständigkeit des Staates wie der Kirche aufzubrechen und damit den Weg hin zum säkularen, weltanschaulich neutralen Staat vorbereitet. Protestanten sagen von ihrem Freiheitsverständnis her Ja zum pluralen Europa und träumen nicht – wie das in manchen katholischen Stimmen anklingt – von der Rückkehr eines „christlichen Europa“. Es wäre jedoch falsch, aus der modernen Freiheitsgeschichte monokausal eine Erfolgsgeschichte der Reformation zu konstruieren. Viele Freiheitsrechte mußten gegen die evangelischen Kirchen durchgesetzt und erkämpft werden. Auch die evangelischen Kirchen haben sich lange Zeit nicht als dienende Kräfte in der Gesellschaft verstanden, sondern auf ihrem Wahrheits- und Deutungsmonopol beharrt und zur Unterdrückung und Verketzerung beigetragen. Es führt also keine direkte, gerade Linie – aber doch eine uns inspirierende Linie – von den Impulsen der Reformation zum Ort der Kirche und des christlichen Glaubens in der modernen Gesellschaft.

HK: Ein geflügeltes Wort sagt, für Katholiken sei die Kirche eine Mutter, für Protestanten dagegen ein Problem. Ist diese Sicht von Kirche nicht auch ein Stück durchaus problematische Wirkungsgeschichte der reformatorischen Freiheitsbotschaft?

Frieling: Es gibt tatsächlich einen typisch protestantischen Individualismus und Subjektivismus. Nur handelt es sich dabei eigentlich um eine Fehlform des evangelischen Verständnisses von Freiheit und von Christsein und Kirche. Von der Freiheitsschrift Luthers, derzufolge der Christ freier Herr und Knecht zugleich ist, wird eine solche Sicht nicht gedeckt. Der einzelne kann nach reformatorischem Verständnis nicht ohne Gemeinschaft, ohne Kirche Christ sein. Die Leuenberger Gemeinschaft hat das in ihrem in Wien verabschiedeten Dokument über die Kirche klar herausgestellt. In der säkularisierten Gesellschaft scheint individuelle Bedürfnisbefriedigung oft das oberste Gebot zu sein; diese Entwicklung muß die Christen in allen Kirchen herausfordern. Sie müssen sich gegen ein verkürztes Menschenbild wenden und deutlich machen, daß Freiheit nur in Verantwortung für andere zu sich selbst kommen kann.

HK: Die Bedeutung der protestantischen Botschaft von der Freiheit eines Christenmenschen für Neuzeit und Moderne ist eine Sache, ihre gegenwärtige kulturell-gesellschaftliche Ausstrahlung eine andere. Man hat oft den Eindruck, als wäre die gestalterische Kraft des Protestantismus heute weithin erschöpft, zerrieben zwischen dem Rückzug auf Biblizismus und der mehr oder weniger massiven Anpassung an gesellschaftlich-geistige Trends...

Frieling: Die reformatorischen Kirchen müssen heute neu über die theologischen Wurzeln ihrer gesellschaftlichen Verantwortung nachdenken, etwa über die Frage, in welcher Weise die Kirche einen Kulturauftrag hat. Hier gehen die Meinungen innerhalb des Protestantismus durchaus auseinander. In der katholischen und orthodoxen Tradition kann man dieses Thema viel unbefangener angehen; von einer inkarnatorisch ausgerichteten Ekklesiologie her ist es leichter, gestaltend in der Gesellschaft tätig zu werden. Im Protestantismus ist vor allem dort, wo der Akzent auf der Mündigkeit des einzelnen Christen liegt, eine gemeinschaftliche, kulturprägende Wirkung viel schwerer vorstellbar. Man geht auf protestantischer Seite teilweise gern von der Kreuzestheologie aus, betont das dienende Dasein für andere und neigt dann im heutigen gesellschaftlichen Kontext zu der Auffassung, das konstantinische Zeitalter sei endgültig vorbei und Kirche habe nicht die Aufgabe, sich als Institution eng mit der Gesellschaft zu verknüpfen, weil sie dadurch leicht korrumpiert werde.

„Kirche muß durch das Wort wie durch glaubwürdige Vorbilder wirken“

HK: Man braucht als Anschauungsmaterial nur an die Schwierigkeiten vieler ostdeutscher oder auch osteuropäischer Protestanten zu denken, eine Partnerschaft von Staat und Kirche unter demokratischen Verhältnissen zu bejahen. Hier sind doch massive Berührungsängste zu spüren...

Frieling: Die Bedenken mancher Kreise in der evangelischen Kirche der neuen Bundesländer hinsichtlich des Religionsunterrichts an öffentlichen Schulen, der Kirchensteuer und vor allem der Militärseelsorge rühren von der Befürchtung her, dadurch verbinde sich die Kirche zu sehr mit dem Staat und werde ihrem eigenen Auftrag untreu. Man betont demgegenüber die prophetische Rolle der Kirche, die nicht zu einem selbstverständlichen Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft und zu einer Agentur für Sinnstiftung mit staatlichem Segen werden dürfe. Gerade weil man im Protestantismus im Blick auf die gesellschaftliche Verantwortung und das gemeinsame Zeugnis oft schlechte Alternativen aufstellt, muß hier neu nachgedacht und theologisch nochmals gründlich gearbeitet werden.

HK: Worin könnte dann die gemeinsame theologische Grundlage für Zeugnis und Dienst der reformatorischen Kirchen in Europa bestehen?

Frieling: Man sollte darin einig sein, daß es die erste und wichtigste Aufgabe der Kirche ist, mit dem Mittel des Wortes die christliche Botschaft zu artikulieren, durch ihre Verkündigung die Gewissen der Gläubigen zu schärfen, damit diese in der Gesellschaft wirken können. Eine Hilfe dazu wäre in der gegenwärtigen europäischen Situation eine christliche Sozial- und Friedenscharta, welche mittels der vom Glauben erleuchteten Vernunft sozialethische Grund-

linien für das Menschen- und Gesellschaftsbild entfaltet. Von der Mündigkeit des Christen sind keine Abstriche zu machen; es braucht keine neuen klerikalistischen Tendenzen im Sinne einer Bevormundung der Christen durch kirchliche Instanzen. Zum Zeugnis des einzelnen Christen in seiner Lebenssituation und seinem Verantwortungsbereich muß allerdings das glaubwürdige Zeugnis der Kirche kommen, sei es in der Diakonie, der Bildung oder anderen Bereichen. Kirche muß durch das Wort wie durch das glaubwürdige Vorbild wirken, wobei man die Macht des Wortes nicht unterschätzen sollte. Es führt auch nicht weiter, falsche Alternativen zwischen Dienst und Macht aufzubauen: In der Erziehung und in der Gewissensbildung etwa wird im guten Sinn ein Stück Macht ausgeübt, und die Kirche ist gehalten, diese Einflußmöglichkeiten aktiv zu nutzen, um Menschen Hilfestellungen für ihr eigenes Leben zu geben. Das ist dann auch ein Stück Kulturauftrag.

HK: Die katholische Kirche beruft sich in ihren Verlautbarungen zu gesellschaftlich-politischen Fragen auf die Grundsätze und die Tradition der katholischen Soziallehre, auch wenn dieser Bezugspunkt längst nicht mehr selbstverständlich ist. Wo ist die zwischen den verschiedenen Kirchen und Konfessionen konsensfähige evangelische Sozialethik, auf die sich ein gemeinsames Zeugnis des Protestantismus in Europa stützen könnte?

Frieling: Eine gemeinsame protestantische Sozialethik gibt es bisher noch nicht. Deshalb sollte es gerade eine Aufgabe für die Leuenberger Kirchengemeinschaft sein, die unterschiedlichen sozialetischen Optionen und Positionen im Protestantismus zusammenzuführen. Natürlich stehen wir hier vor erheblichen Problemen: Nehmen Sie nur die Bandbreite z. B. zwischen der freikirchlich geprägten Waldenserkirche in Italien, die aus einer vorreformatischen Tradition franziskanischer Prägung mit einer klaren Option für die Armen hervorgegangen ist, und einer staatskirchlich verfaßten lutherischen Kirche wie in Dänemark. Unter solchen Bedingungen eine gemeinsame protestantische Position etwa zum Verhältnis von Kirche und Nation zu entwickeln, ist ein schwieriges Unterfangen, aber vielleicht gerade deshalb nötig, um gemeinsam zu klären, was in der Sozialethik Glaubensfragen sind und was kulturell bedingte legitime Vielfalt ist.

„Es gibt auf protestantischer Seite kein autoritatives Lehramt“

HK: Sind protestantische Stellungnahmen zu Fragen von öffentlichem Interesse nicht schon strukturell in gewisser Weise benachteiligt? Wenn der Papst eine Enzyklika veröffentlicht, wird sie in der Weltöffentlichkeit beachtet und kommentiert, auch wenn sie innerkirchlich nicht problemlos rezipiert wird. Protestantische Verlautbarungen haben es auf nationaler wie auf europäischer Ebene demgegenüber schwerer...

Frieling: Das hängt damit zusammen, daß das Lehramt in den evangelischen Kirchen primär im theologischen Disput und in Synoden mit Ordinierten und „Laien“ ausgeübt wird, im Vertrauen darauf, daß sich die Wahrheit durchsetzt, in der Christus uns halten will. Es gibt auf protestantischer Seite kein autoritatives Lehramt, das Wahrheit letztlich unfehlbar artikulieren und Theologen wie Kirchenvolk zum Gehorsam verpflichten kann. Die evangelische Dialektik von Wahrheit und Freiheit sieht anders aus als die entsprechende Verhältnisbestimmung in der Moralenzyklika „Veritatis splendor“. Sicher ist die protestantische Suche nach einem Konsens weniger öffentlichkeitswirksam, und es gibt Defizite in der innerprotestantischen Kommunikation. Aber es hat doch auch Vorteile, wenn verschiedene Standpunkte offen dargelegt werden und um die angemessene Antwort aus dem Glauben heraus in der Kirche gestritten wird.

HK: Geschieht das auch wirklich in den derzeit anstehenden Streitfragen?

Frieling: Nehmen Sie etwa die Diskussion über die Homosexualität, die derzeit in der evangelischen wie in der katholischen Kirche geführt wird: Auf katholischer Seite gibt es in dieser Frage klare lehramtliche Festlegungen, während bei den Protestanten ohne solche autoritativen Vorgaben die verschiedenen Gruppen miteinander ringen und dabei allerdings auch schnell Ketzerrüte verteilen. In einer solchen Situation muß sich die Gemeinschaftsfähigkeit des Protestantismus bewähren, auch über den nationalen Rahmen hinaus, indem man Erfahrungen austauscht, die verschiedenen theologischen Begründungen abklopft und sich um die Schärfung der Gewissen bemüht.

HK: Die Zeichen im Protestantismus stehen aber heute vielfach eher auf Kommunikationsverweigerung denn auf Kommunikationsbereitschaft. Die verschiedenen Gruppen und Strömungen scheinen oft eher nebeneinander herzuleben als daß sie sich gemeinsam um angemessene Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen bemühen. Das ist schon im nationalen Rahmen so, nicht zuletzt in Deutschland. Wie soll dann eine weitergehende protestantische Verständigung im europäischen Kontext möglich werden?

Frieling: Hier sind wir Protestanten Erben einer tragischen Geschichte. In dieser Geschichte ist es immer vorgekommen, daß jemand nur seine eigene theologische Position zur reinen Lehre erklärte und so zum eigenen Papst wurde, was zu einer großen kirchlich-konfessionellen Zersplitterung führte. Heute kann es gerade nicht mehr darum gehen, sich im Protestantismus gegenseitig zu verketzern, einander abzuschreiben und das dann noch als protestantische Tugend auszugeben bzw. als protestantische Freiheit zu bezeichnen. Freiheit muß vielmehr immer der Gemeinschaft verpflichtet sein, auf Dialog und nicht auf Absonderung. Hier tun wir uns derzeit besonders mit fundamentalistischen Bewegungen innerhalb des Protestantismus schwer, die von vornherein den Dialog verweigern.

HK: Das Bemühen um ein deutlicheres Profil, um Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst der evangelischen Kirchen in Europa fällt in eine heikle Phase der Ökumenischen Bewegung, nicht nur, aber gerade auch der evangelisch-katholischen Ökumene. In der praktischen Zusammenarbeit wie im theologischen Gespräch ist viel erreicht worden, aber der entscheidende Durchbruch zur kirchlichen Gemeinschaft ist nicht in Sicht. Inwiefern ist die Verstärkung der innerprotestantischen Ökumene auch eine Reaktion auf die Schwierigkeiten im evangelisch-katholischen Verhältnis?

Frieling: Ich hoffe, daß der Versuch, den Protestantismus gemeinschaftsfähiger zu machen und nach dem evangelischen Profil in der Ökumene zu fragen, nicht in einen neuen Konfessionalismus führt. Da und dort mag beim Bemühen um Profilierung auf protestantischer Seite auch Abgrenzung bzw. Angst vor einem katholischen Übergewicht eine Rolle spielen. Aber ich setze mit vielen anderen darauf, daß die Stärkung der Gemeinschaft unter den evangelischen Kirchen ein Dienst für die Ökumene ist, daß sie uns dabei hilft, in der umfassenden ökumenischen Bewegung als klar konturierter Gesprächspartner in Erscheinung zu treten. Das gilt nicht erst heute unter den grundlegend veränderten Bedingungen in Europa. Schon 1989 war es möglich, bei der Ökumenischen Versammlung von Basel zu den Themen „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ gemeinsame christliche Anliegen in Europa zu artikulieren. Jetzt gehen wir auf eine neue Ökumenische Versammlung in Europa zu, die 1997 unter dem Leitwort „Versöhnung“ statt-

finden wird. Es ist zu hoffen, daß sie zu einem deutlichen Zeichen für das gemeinsame Zeugnis aller christlichen Kirchen unseres Erdteils wird.

„Wir müssen in der Ökumene eine Streitkultur entwickeln“

HK: Wäre es dann nicht sinnvoll, die verschiedenen Bemühungen um gemeinsame reformatorische Positionen in den nächsten Jahren als Teil der Vorbereitung auf die neue Europäische Ökumenische Versammlung zu sehen und entsprechend einzubinden?

Frieling: Das halte ich für unbedingt erforderlich. Neue Projekte innerhalb der Leuenberger Kirchengemeinschaft sollten von vornherein im Blick auf die neue Versammlung von Vertretern aller christlichen Kirchen in Europa durchgeführt werden; Doppelarbeit ist möglichst zu vermeiden. Ökumene ist auch Friedensarbeit, und „Basel II“ mit dem Generalthema „Versöhnung“ könnte dazu beitragen, den Frieden zwischen den Konfessionen voranzubringen. Zumindest für uns Protestanten sind Strukturfragen dann erst in zweiter Linie wichtig. Wir müssen untereinander und in der Ökumene eine Streitkultur entwickeln, die es ermöglicht, die bestehenden Gegensätze und unterschiedlichen Einheitsvorstellungen auszuhalten, um vielleicht gerade in diesen Spannungen ein Friedensmodell zu sein.

Sakralisierung des Profanen

Wie Religion und Kirchen im Fernsehen vorkommen

Mit der Etablierung der privaten Fernsehanstalten neben dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, aber auch mit Entwicklungen in Religion und Kirche hat es zu tun, wenn sich die Bedingungen verändert haben und weiter verändern, unter denen Religion im Programmangebot des Fernsehens Berücksichtigung findet. Der Autor der folgenden Analyse ist Geschäftsführer des Katholischen Instituts für Medieninformation in Köln.

Am 1. Mai feierte eine der ältesten Sendungen des deutschen Fernsehen ihren 40. Geburtstag: Das *Wort zum Sonntag*. Jeden Samstagabend seit 1954 etwa fünf Minuten, katholisch und evangelisch aufgeteilt, (inzwischen) auch von Frauen gesprochen, immer noch ein bißchen oberlehrerhaft, auch wenn es immer wieder mehr oder weniger gelungene Versuche gibt, von ausgetretenen Pfaden auszubrechen und die Verkündigung der Frohen Botschaft fernsehgerechter anzubieten. Kaum eine Sendung auch, die mehr bespöttelt („Zeit zum Bier holen“) oder karikiert (Otto Waalkes: „Vier fahr'n nach Lodz“) wurde – wegen der altbackenen Form, der Betulichkeit der Sprecherinnen und Sprecher, des offen-

bar unantastbaren Sendetermins. Dennoch: das Wort zum Sonntag steht (noch?) fest in der Brandung der ARD-Programmstrukturen, als sei es selbst der Fels, auf dem Kirche im Fernsehen gebaut ist ...

Lange Zeit war diese Sendung die einzige Möglichkeit der Kirchen, in dem damals neuen Medium präsent zu sein. Das hat sich in über 40 Jahren Fernsehgeschichte gründlich gewandelt. Nicht nur haben sich die Sender vermehrt, auch die Formen religiösen Ausdrucks haben sich den Gegebenheiten des Mediums angepaßt, der Zuschauergeschmack hat sich gewandelt, Tabus sind gefallen. Religiöse Symbole und kirchliche Rituale werden wie selbstverständlich in den